

Im Geschrei des Gedichts

– Dieter P. Meier-Lenz zum Siebzigsten. –

Ich kenne Dieter P. Meier-Lenz nicht gut genug, um mich meiner Rolle als Laudator gewachsen zu fühlen, ihn, den Menschen, treffsicher zu beschreiben, und sein Werk, Gedichte und Essays, angemessen zu würdigen. Seit 1984 wohnt der gebürtige Magdeburger in Serralongue, einem französischen Gebirgsdorf am Fuß der Pyrenäen und hat, ein leidenschaftlicher Wortmetz, das Ringen mit den liebenswürdigen, aber auch tückischen Eigenheiten der Sprache angenommen. Ob die rue du Bac Petit, in der sein Haus steht, zur kleinen Fähre oder zum kleinen Waschhaus ins Tal hinabführt, habe ich vergessen, doch, „unser Bach“, den er in einem Gedicht beschwört, läßt eher an das erstere als an das zweite denken –, denn sicherlich ist es dieser Bach, der dem betreffenden Gedicht seinen allesentscheidenden Anschlag gibt!

durch das geschrei des gedichts
ist unser bach angeschwollen
und das versinken des lichts
hat einen übervollen

tag in der sänfte getragen
langsam verschwindet der regen
hat die metaphern zerschlagen
wird auch die syntax wegfegen

rhythmus erstickt schon im keim
stabweim ist heute verboten
ebenso jambus und reim

wind ist das beste vom wort
oder das knallen der ginsterschoten
diese geburt setzt sich fort

Dieses „Regensonett“, das durch die ekstatische Kraft seiner Sprache das Wasser des Bachs fast bis zum Überlaufen gebracht hat, ist ein poetologisches Gedicht, eine ars poetica des Dichters Dieter P. Meier-Lenz. Nicht also schiere Naturkräfte werden beschrieben, sondern geheime Potenzen, die aus den Wurzeln der Wörter ihre rätselhaften Säfte pressen. Mit nachlassendem Regen und schwindendem Tageslicht allerdings wähnt der Dichter die Kräfte erschöpft, die sein Gedicht ermöglicht haben: Unter dem Trommeln der Regentropfen scheinen ihm die Schönheiten der Bilder zerstört und die Ordnungen des Satzbaus zugrunde gerichtet.

Der Dichter, im vertrauten Umgang mit seinen Mitteln der Poesie, ist skeptisch geworden: Es soll wohl nicht der Anschein erweckt werden, er operiere mit unwirklichen Wörtern und nicht mit realen Dingen. So mißtraut er auf einmal dem melodischen Fluß seiner Sprache, beargwöhnt Alliterationen, Versmaß und Reim und sehnt sich zurück zum Stürmen des Windes und zum Knallen der Schoten; sein Gedicht sollte Messer, Revolver, Dynamit sein. Das erinnert mich an seinen Gedichtband *Die Schönheit einer Fledermaus* und mein Nachwort, worin ich von seiner Spurensuche im Weltall spreche. Daran nehmen wir alle, gefangen in unserer paradoxen Lebenssituation, freudig teil in der trügerischen Hoffnung, den Blochschen Vorschein einer besseren Welt schimmern zu sehen. Wörtlich heißt es zu seinen Gedichten:

Aus scheinbar bukolischen Bildern schaut die Fratze des Nachbarn hervor, der die Ressourcen der Natur ausgesoffen und die Abgründe mit Ökologie zugeschüttet hat, sitzt amüsiert auf der Nachmittagsterrasse, trinkt genüßlich eine Limonade und überhört dabei die Stoßgebete der Pflanzen nach Wasser.

Meier-Lenz nennt seine Verse zu Tode gereimte Weltendgedichte, ausgeblutete Gebete, Buchstabenkarzinome. Obwohl er alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel nutzt, dem immer wieder notdürftig reparierten gesellschaftlichen Kartenhaus einen Keil in die bröckligen Fugen zu treiben, weiß er

wohl, daß es umsonst ist: Die Schäden werden provisorisch geflickt, man verlacht den Dichter, der mit seinem brüchigen Fingernagel am Mörtel kratzt. Meier-Lenz aber hat längst begriffen, daß er – um seiner selbst willen und um die Gesellschaft zu ärgern – ein doppeltes Spiel treiben muß: Nichts bringt die Gesellschaft mehr in Rage als das subversive Spiel der Poesie, dem keine Analyse, keine Argumentation, keine noch so kluge Auslegung beikommt. □

Über das nur für sich selbst spielerisch funktionierende Räderwerk einer Kunstmaschine von Harry Kramer schrieb der Philosoph Max Bense:

Jede Maschine, in die man nur eingeben kann, die gleichsam alles bei sich behält, nichts herausläßt, korrumpiert die Arbeitswelt, bedeutet wie jeder Leerlauf einen Gegenzug zur Industrie, treibt die Kategorie des Nutzens in den Schatten zurück, vernichtet die Gewinne, die Mehrwerte, die Ausbeutung, das Unrecht der Gesellschaft, den Ekel und stellt mit dem zärtlichen Zug zur Anarchie eine Beziehung zum Schöpferischen, zur Kunstwelt her.

Jedes gelungene Gedicht ist eine solche Maschine, ist keine widergespiegelte, keine nachgeahmte Realität, es ist, wie die Gedichte von Meier-Lenz, die Realität selbst, über alle literaturwissenschaftlichen Definitionen hinaus.

In Frankreich lebend, läßt Meier-Lenz den magischen Realismus gar nicht erst als deutsche Spielart des Surrealismus auftreten, er bleibt auf wunderbare Weise beim reinen poetischen Bild und gewinnt durch die handgreifliche Sinnlichkeit der deutschen Sprache eine Dimension des Körperlichen, das im Französischen sehr diskret auftritt. □

Der Hof, den der Mond über den Rand der Landschaft gemalt hat, behält seine Plastizität als Hof und verflüchtigt sich nicht im Halo, wie Pierre Garnier ihn im Französischen sehen muß, und auch Gottkater schnurrt bei Meier-Lenz lautmalerischer, auch animalischer und anspielungsreicher als der französische Dieu-des-Matous. □

Es haben sich nicht Übersetzungsfehler oder sprachliche Verlegenheiten in Pierre Garniers wunderbare Version eingeschlichen, es ist die Beschaffenheit der französischen Sprache, die vielfach aus exotischen Etymologien schöpft und sich deshalb aus spielerischen Übertragungen ihre Bedeutungen herbeiholt, während sich die deutsche aus dem körpereigenen Brei nährt. □

Dieter P. Meier-Lenz weiß: Nicht wirkliches Wasser fließt, nicht wirkliches Sonnenlicht verblaßt, nicht mit Augen, Haut und Ohren wahrgenommene Natur zeigt ihre Wirkung im Gedicht, sondern die Präsenz der Wörter, mit denen die Erscheinungen benannt sind. Der Kreislauf der Kräfte, sich aus sinnlichen Ursprüngen entbindend, über vorgestellte, geträumte, erfundene Ausflüsse der Sprache zu ihren Quellen zurückfließend, nimmt die ganze Aufmerksamkeit des Dichters in Anspruch. □

In seinen Gedenkstücken für Dichter sind die Metaphern im nobelsten Sinn des Wortes platonische Entschädigungen für die kruden Bestandteile der Wirklichkeit. Apollinaires rheinische Nacht ist eine Herde sehnsüchtiger Frauenblicke, Walter Benjamins Grab in Port Bou ein Ersatz für das schlechte Gewissen, und du selbst „fühlst dich ausgesetzt auf den Bergen des Herzens wie die Eier auf dem Dach des Dali-Tempels“ in Figueras – ein zarter Hinweis auf Rilkes Gedicht, worin dieses Ausgesetztsein auf, „die letzte Ortschaft der Worte“ deutet: Die Eier auf dem Dach des Dali-Tempels werden demnächst ausgebrütet zu den großen, geborgenen Vögeln Rilkes, die, ungeborgen, „um der Gipfel reine Verweigerung“ kreisen.

Kennengelernt habe ich Dieter P. Meier-Lenz vor einem Jahrzehnt in Serralongue, wo er sich, eingesponnen in den Kokon seiner Vor- und Familiennamen, im Innern einer Seifenblase vor der Welt versteckt hält:

er lebt im inneren □

einer seifenblase □

vegetiert ganz vorsichtig □

und sanft mit sich selbst

seine nagelschuhe hat er □

natürlich ausgezogen

*und seine atemzüge
sind entsprechend □
flach und klein*

*wenn er singt □
schillert die außenhaut □
in allen regenbogen-□
farben*

*nur selten hat er gäste □
er empfängt sie
durch einen strohhalm*

*sie müssen sich vorher □
nackt ausziehen □
ganz klein machen □
und ein gedicht
von paul celan □
aufsagen*

Im Metapherngestrüpp irrt er umher – wie Meier-Lenz selbst seine abenteuerliche Tätigkeit als Dichter beschreibt –, genießt den Auslauf seines Freigeheges in der frischen Pyrenäenluft, wo das Geschrei seiner Gedichte unwidersprochen von den Gebirgswänden widerhallt – und redigiert außerdem noch für *die horen*. Unlängst wurde er siebzig. Wir gratulieren herzlich und wünschen ihm Gesundheit und Glück.

Ludwig Harig, *die horen*, Heft 197, 1. Quartal 2000